

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1927)
Heft: 8

Artikel: Gedichtbücher und Dichtungen [Schluss]
Autor: Lang, Siegfried
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-758301>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gedichtbücher und Dichtungen

Von Siegfried Lang

(Schluss)

Klingendes Erleben, der Titel des neuen Buches von S. D. Steinberg¹⁾, könnte irreführen, denn auch Steinbergs Gedicht ist nicht in besonderem Maße Klanggedicht; es ist anschaulich, aber nicht ungewöhnlich farbig und wenig atmosphärisch. Gedichte der Anschauung, des erfüllten Gedankens und eines versammelten Pathos, enthält der Band. Dieses Pathos macht Bilder und Gleichnisse zu seinen Trägern, hierin, und nicht nur wegen der im Zyklus « Menschen » auftretenden biblischen Gestalten, an alttestamentliche Dichtung und die in ihnen latende Dramatik gemahnend. Man könnte an jene Holzschnitte Masareels denken, die während der Kriegsjahre Veröffentlichungen der Romain Rolland Nahestehenden begleitet haben; aber dem Schwarz-Weiß wäre noch Rot hinzuzufügen.

« Schwer ist der Weg, der Mensch zu Menschen führt », heißt es im ersten Zyklus, in dem zwei Menschen vergeblich nach Klarheit in ihrem Verhältnis zu einander ringen, der eine schließlich dumpf bekennen muss: « Lausche hinab in mein Blut, ich lausche in deines hinein – nichts ist schlecht, nichts ist gut, alles muss sein. » Unerlöst ist auch der Wanderer der zweiten Reihe, doch enthält gerade sie viel menschlich Starkes. In « Aufblühen im Gebirg » geschieht wenigstens ein Aufschwung; hier empfindet man einen Hauch von Landschaft, der im übrigen fehlt. In « Zwiesprache » wird dem Frager nach der wahren Leben-Beherrschung die Antwort: « Nicht Herr im Leben und Beherrscher nicht, so wie ein Baum sollst du im Garten stehn . . . » Der in markigen Strichen gegebene « Bauer » bereitet auf die Plastik der beiden folgenden Zyklen vor. Den alttestamentlichen Gruppen und Standbildern gehen voran die « Tiere ». Unvermeidlich taucht hier die Erinnerung an Rilkes Tiergedichte auf; im « Pferd » glaubt man einen Abklang rilkescher Diktion zu vernehmen. Aber doch können Steinbergs Tierbilder sich neben Rilke behaupten. Ergreifend wahr ist eben das Pferd, das « gesammelt und ganz rein durch seine unverstandene Welt geht » –

¹⁾ S. D. Steinberg: *Klingendes Erleben*. Orell-Füßli-Verlag 1927.

« und wenn es irgendwo zusammenfällt, sind seine stillen Augen ganz Gebet, dem fernen harten Gotte zugekehrt. » Dieselbe Wahrheit in der Zeichnung des Affen, der nach menschenähnlichem Gebaren stets wieder in die Zerstreutheit des Tiers zurückfällt, und des Eisbären. Von der Wucht der alttestamentlichen Bilder mögen hier einige Verse Zeugnis geben. Sie reden von David:

Dieser, knieend, band sich die Sandalen –
 Und stand auf – und hob die dunklen Blicke.
 Da erstarrt das Volk und schweigt durchschauert:
 War das jener, der im Sand gekauert?
 Und die Krieger beugen die Genicke,
 Denn ein König strahlt in seinen Weihen;
 Durch die Tat zu neuer Tat geboren,
 Ging er groß und wie im Traum verloren
 Durch die hingestreckten Männerreihen.

Wie von der innern Woge dieser Gedichte hochgetragen über jede Umfriedung von Gefühl und Sitte, hält der Autor im « Abgesang » Umschau. Nichts mehr von jenem will in ihm weiterklingen. « Die Ufer sinken – Meer braust weit um mich, ein harter Ruf befiehlt: Mensch, suche dich! » –

Von Arthur Manuel sind 1923 Gedichte erschienen¹⁾, darin, beim ersten Hineinsehen, die Aufrichtigkeit des Gefühls angenehm berührt neben einer reinen Anschauung, wie sie der haben kann, der mit einer, wenn auch noch so begrenzten Umwelt in langem Austausch vertraut geworden ist. Weiterlesend entdeckte man ein doch nicht alltägliches Wissen um den Ablauf seelischer Wirklichkeiten, in Landschaft-Erlebnis und in Liedern der Liebe. Das Suchen einer Seele nach sich selbst war damit nicht beschlossen: nicht allein nach dem Gott im andern Menschen, nach dem mystischen Gott aller Tiefen und Höhen dürstete dieses Verlangen (« Der Gottesbrunnen »). Eine Anzahl Gedichte sind teilweise oder ganz gebetartig. Der kleine Band klingt aus in ein « Gebet des neuen Menschen », eine Anrufung, die sehr augustinisch anmutet: « Du gabst mich mir als ein Wunder, ein rätselhaftes, ein dämonisches Wunder, o Gott . . . » « Wie früh ich die Sünde kannte, die Lüge, den Neid und die lüsterne Gier, du weißt es, o Gott. Du weißt alles » (Der « neue Mensch » ist hier wohl nicht der utopische der Expressionisten, sondern der persönliche des Bekenners). Den *Gedichten* ließ der Verfasser 1926 *Fünfzehn geistliche Lieder* folgen. Sie überraschen zunächst durch

¹⁾ Arthur Manuel: *Gedichte*. Eugen Rentsch-Verlag, Erlenbach (Zürich); *Fünfzehn geistliche Lieder*. Orell-Füßli-Verlag, Zürich.

formale Einheitlichkeit: die beiden ersten vier-, die übrigen dreistrophige Vierzeiler. Man denkt sich den Verfasser nun mit theologischer Spekulation vertraut. Die Lieder haben gleichwohl die Einfalt erlebter Überzeugung, und die ist immer eine Kraft. Man ahnt wohl auch, dass Erbauungen, vielleicht an Eckhardt, Tauler, Jakob Boehme, Angelus Silesius des Verfassers Wegzehrung gewesen sind. Der leicht altertümliche Sprachklang seiner geistlichen Lieder hat das verfeinert Volksmäßige wie die geistlichen Lieder des Novalis. – Sei es erlaubt, einzelnes, aus dem Zusammenhang gelöst, hier aneinanderzureihen, damit solche Prägnanzen für sich selber reden: « O Mensch, was suchst du Gott so weit, auf Türmen der Vergangenheit. Wie läufst du dir die Füße wund, zu hören seinen süßen Mund. » « Ist Gott in mir, so glaub ich gerne, dass er auch in dem Sternenraum. Doch geht der Weg von hier zur Ferne, die Welt ist Mantel nur und Saum. » « Ein jedes Licht, es leuchtet innen, aus einer tief verborgnen Stadt. Doch mag ein Kind sich noch besinnen, wie Gott in ihr gewohnt hat. » « Der Geist ist nirgends angebunden, ist Feuerzunge, himmelnah. Das Jahr nur eine seiner Stunden. Wer lebt, dem ist er ständig da. » « O Heiliger Geist, zu deinem Ruhme, ich bitte dich, verlass mich nicht. Du ewigen Wortes süße Blume, du süßer Blume innres Licht. »

Den vier oben besprochenen Autoren ist gemein ihr Sich-verpflichtet-Wissen einem Höhern, bei Steinberg stoisch erlitten, bei Faesi und Geilinger eher wie aus einem vitalen Optimismus heraus gewonnen, während aus Gebetstimmung und Herzensläuterung sich der Grundklang für Manuels *Religiöses* ergibt. Die Ringe sollen wieder geschlossen werden zwischen Mensch und Mensch, zwischen Mensch und Gott. (Schon früher hatte Konrad Bänninger versucht, die Brücken vom Menschen zum Geschöpf, vom Geschöpf zum Schöpfer wieder zu schlagen). Heut aber scheint bei uns älterer und jüngerer Generation gemeinsames Credo, was, überhört, Jahre vor dem Krieg, eine einzige Stimme im dunklen Deutschland verkündet hatte: « Das neue Heil kommt nur aus neuer Liebe. » –

Hermann Hiltbrunner ließ 1927 ein Opus II, *Erlösung vom Gesetz*, erscheinen, als dessen Entstehungszeit das Jahr 1918 genannt wird. Opus III, *Von Sommer zu Herbst*, sei, so wird mitgeteilt, Frucht des gleichen Jahres. Der künstlerische Abstand zwischen den beiden Sammlungen, zugunsten der zweiten, ist beträchtlich.

Vom « Abend » durch « Mitternacht » und « Dämmerung » zum neuen Tag dauert der Kampf um Erlösung vom Gesetz der « Heuchellehre »,

des Gottes der Lahmen und Blinden, der Verächter des Leibes; Blut lehnt sich auf gegen Geist: «alles liegt im Blut und nichts ist gut, was nicht im Menschen ruht». «Die Missgeburt der alten großen Weisen» hat zum «Sein ein Sollen erfunden». Absage an alle «Meister» – (der ewige Aberglaube europäischer Jugend, dass einer Meister werde aus eigener Kraft – weshalb ihm vor allem mit dem Ansturm der eigenen Jugendkraft zu begegnen sei). – Aber doch wieder: «Ein schüchtern Schauen» lebt in uns – «ob der nicht komme, dem wir voll vertrauen». Ablehnung jedes Dualismus. Protest des Jünglings überhaupt, Protest des psychanalytisch Aufgeklärten, Protest des Philosophiestudenten, der von Philosophie erwartet hatte, was diese niemals geben kann. «Wir sind geimpft mit falscher Lehre Eiter...» Selten versagt Hiltbrunner im Rationalen des Verses. Seine beiden Bände gewähren dem, der sie auf Technisches hin prüft, fast auf jeder Seite Genuss und Belehrung. Er versagt in anderem. Er häuft große und hohe Worte, die einander übersteigen, manchmal so, dass Sprach-Gebärde und (dichterischer) Gedanke kaum nachkommen können. Sein Verfahren, das kein Hinausschleudern des Wortstoffs, das besonnenes Konstruieren ist, gibt manchem Gedicht schließlich den Charakter überlegter Maßlosigkeit und damit eine Diskrepanz, die man nicht näher bezeichnen kann, die aber als störend empfunden wird. Auch in der Verwendung umfassender Begriffe bewirkt er nur wenig Positives.

Gott in mir: Ich hab mit Dir gerungen,
 Habe Deine Hand in Haft gezwungen,
 Fesselte Dich an die Wirklichkeit,
 An den Berg, von dem ich breit und weit
 Überschau Dein einstig Machtbereich,
 Gib, Gebundner mir – dies ist mein Reich.

Was ist ein Gott, der sich im Handumdrehn an die «Wirklichkeit» fesseln lässt? Den Gott-Begriff macht es doch aus, dass er ens realissimum, höchste Wirklichkeit bedeutet. Man hat hier im Kleinen, was bei Spitteler im Großen. Nachdem Normhaltiges titanisch abgesetzt worden, wird zum Gott erhoben der kahle Willen des bis zum Überdruß des Betrachters auftrumpfenden Ich.

Von schweizerischen Autoren hat wohl keiner wie Hermann Hiltbrunner aus dem georgeschen Wort-Erlebnis geschöpft. Die Freude dieses Miterlebens ist gewiss eine reine, ursprüngliche. (Das georgesche Wesen-Erlebnis war für ihn weniger bestimmend.) Den Kostbarkeiten des Reims und des sichtbar Stofflichen, mit denen George vor mehr als

dreißig Jahren zuerst erstaunte und erfreute (*Hymnen und Pilgerfahrten, Algabal, Das Jahr der Seele*) und die man über seinem spätern, bewusst im Menschlichen bildenden Werk etwas vergessen hatte, begegnen wir nun häufig in Hiltbrunners Büchern wieder. Sie treten bei ihm in unerwarteten Verbindungen und neuen Kontrasten auf. Wenn aber Gedichte Georges, denen früher Überladenheit vorgeworfen wurde, die auch wirklich wie in musivischer Technik gearbeitet sind, dadurch, dass sie von Anfang in einen spätantiken Raum verlegt gewesen (*Algabal*), als stilistische Einheit unangreifbar bestehen, so war Hiltbrunner nicht unbedingt stilsicher, als er Form-Elemente der frühern wie der späten georgischen Kunst mit dem schweizerischen Landschaft-Sinn und dem etwas dürftigen helvetischen Willens-Ethos vereinigen und selbst jenen großen Ton, der der späten prophetischen Dichtung Georges eigen ist, für seine doch mehr privaten Mitteilungen beanspruchen wollte.

Wo jene georgischen Elemente unauffällig in die Rhythmen und Linien eines stark erfassten Landschaftlichen eingehen, das einem ebenso erfüllten innern Zustand entspricht, wo der Verfasser etwa nach dem Impuls des *Jahrs der Seele* selbständig weitergestaltet, kommen mehr und mehr die beachtenswerten Ergebnisse seiner Schulung zum Vorschein. «Der frühe Frost hat an des Dammes Sorben das Silberlaub in einer Nacht verdorben; doch ihre baren Zweige übergolden mit seltnem Rot die vollen Beerendolden.» – «Die Sonne, die erlosch zur Zeitenwende, will warm im Laub verglühend überwintern...» Oder im schönsten der Herbstgedichte: «Trübroter Saft zerpresster Traubenbeeren floss Tag und Nacht von überfüllter Kelter; zu klein war Maß und Zahl der Mostbehälter: mehr kann kein Weinberg seinem Herrn bescheren.» Bei einer Bootfahrt: «Und dann und wann dringt leises, seidnes Schleifen von Schilf, das wir gestreift, an unser Ohr. Gebogne Binsen neigen schlank und greifen uns geistergleich ins Antlitz aus dem Rohr.» In den durch die Sommerlust hinstürmenden Takten:

Sommer in blühenden Gärten betäubender Düfte,
 Heißer, berauscher, wallender Weihrauch von Punt!
 Höheren Reichtum und Goldglanz und süßere Lüfte
 Sah nicht und sog nicht die Reichste, das stolze Sagunt...
 Nie solchen glühenden Sommer betäubender Düfte.

In diesen sinnhaft satten Versen möchte man doch des Verfassers wahre Begabung erkennen, nicht in der rasonnierenden Deklamation, wie sie in *Erlösung vom Gesetz* überwiegt, in *Von Sommer zu Herbst* erfreulich zurücktritt. –

Bewunderer Jakob Burckhardts werden erfreut sein, nun seine Gedichte in schöner Auswahl zu besitzen¹⁾. Ihnen mehr vielleicht als den Briefen wird der Leser vom Wesen des verehrten Mannes ablauschen können; und so bilden sie denn zu jenen die menschlich aufschlussreiche Ergänzung. Mit Genugtuung werden besonders die Basler Burckhardt-Freunde die Sammlung aufschlagen, enthält sie doch neben den vom Hauch der Kulturen und der Historie tingierten hochdeutschen auch die herzlichen Dialekt-Gedichte *E Hämpfeli Lieder*, in denen nächste heimatliche Landschaft anspruchslos gepriesen wird. – Burckhardt hatte mit Kinkel, während seiner Studienzeit zu Berlin und Bonn, dem Dichterbund der «Maikäfer» angehört, aber er wünschte stets die anonyme Veröffentlichung seiner dichterischen Versuche. Die Freunde, Kinkel und die Brüder Schauenburg, kehrten sich daran wenig, brachten in ihren Jahrbüchern Burckhardts Dichtungen an erster Stelle. Verärgert, erklärte er 1849, den «Druckenlassern» nun «keine Zeile» mehr schicken zu wollen. Aber weiter: «Ich bin jetzt allerdings der Ansicht, ja, man soll wieder Gedichte drucken lassen, aber nicht mehr auf den Sukzess hin, auf Kliquenverbindung hin, auf Tendenz hin – und wie all die Kulturfäulnis heißt, die mit der wahren Poesie gar nichts zu tun hat. – Ohne dieses findet sich kein Verleger, heißt es. So lasse man die Sachen auf eigne Kosten drucken und betrachte die Veröffentlichung als eine Pflicht. Man kann ja den Namen, der nichts zur Sache tut, füglich weglassen. Jetzt vor allem bedarf der Poet einer spartanischen Entsagung, einer totalen Vergessenheit der Person.» Sätze, die eine Haltung befürworten, wie sie vierzig Jahre später in den *Blättern für die Kunst* gezeigt worden ist. – Das dichterische Niveau, das er vorfand, seine Lektüre und die damalige «poetische Literatur» haben Burckhardts Dichtungsweise mannigfach beeinflusst. Unschwer wird man Uhland, Platen, Leuthold, Kinkel, Heyse, Geibel in Burckhardtschen Strophen nachzuspüren vermögen. Gleichwohl geht es nicht an, über seine Verse hinzulesen und voreilig zu schließen, dass der Verfasser ein Epigon der Münchner Epigonen gewesen sei. Das wahre Leben seiner Gedichte strömt verborgen, nur dem liebevoll Eindringenden wird sein Seelen-Ton vernehmbar, wie denn die Mehrzahl seiner Verse persönlichem Anlass, der zu dichterischer Auswirkung drängte, entstanden ist, nicht spielerischem Trieb ihr Dasein verdankt.

Burckhardt bewundert aufs höchste Rückert und Platen. Den zweiten ruft er im Sonett an: «Mag auch dein Land verkennen deine Sendung –

¹⁾ Jakob Burckhardt: *Gedichte*. Benno Schwabe & Cie., Basel.

geschahs nicht den Propheten auch, den hehren? Wer will sich gegen Landessitte wehren? Doch hoff ich immer auf der Dinge Wendung. – Sei's Neid, der dich verkleinert, sei's Verblendung, ich will dich lieben stets und stets dich ehren. Bin auch zu schwach ich, deinen Ruhm zu mehren – ich reiche dir die Krone der Vollendung.» – Man weiß, dass «der Dinge Wendung» vor Ablauf des Jahrhunderts sich vollzog, in den neunziger Jahren eine neue Schätzung Platens sich durchgesetzt hat. – Was Burckhardt selbst als Dichter hätte sein mögen, ihm verkörperte es von den Zeitgenossen vor allen Geibel. Wir Heutigen sehen zwischen seiner und der Begabung der Münchner Koryphäen keinen so bedeutenden Abstand mehr. Hätte er nicht als Jakob Burckhardt anderes zu geben gehabt, als «Poet» hätte er's mit jenen wohl schließlich im ganzen Umfang aufnehmen können. – Der Herausgeber K. E. Hoffmann vermittelt im Anhang das Wissenswerte über Anlass, Entstehung und früheren Abdruck der einzelnen Gedichte, womit das Buch auch seinen wissenschaftlichen Wert erhält. – Der Verleger Benno Schwabe hat Burckhardts dichterisches Vermächtnis mit der entsprechenden gediegenen Einfachheit ausgestattet. –

Carl Spitteler's Wirkung auf unser Schrifttum ist deutlich aufweisbar geworden. Die Zeit, zerklüftet und aus den Fugen, bietet zahllose wechselnde Aspekte, die wiederum an entsprechende Etappen der Vergangenheit gemahnen. Die Schichtungen des Seelischen liegen bloß. Der Wunsch nach Selbstbesinnung erregt den historischen und philosophischen Sinn, weckt wohl auch bei einzelnen das Verlangen, religiöses Vermögen in sich zu entdecken, das gefundene zu entwickeln. Unter dieser Konstellation entstanden Weltanschauungsdichtungen, gekleidet nach der von Spitteler geschaffenen Form, Art (und Unart).

Dem Weltanschauungsgehalt der im Folgenden zu nennenden Bücher tiefer nachzuspüren, ist hier nicht die Absicht; erläutert seien nur kurz die Sprach- und Kunstmittel ihrer Autoren.

Ihre Erkenntnisse als etwas Gesichertes der Zeit entgegenzuhalten, mögen C. A. Loosli, Emil Hügli und Johannes Domenig¹⁾ die, Dauer verheißende, Gestalt des Vers-Epos angestrebt haben, wo der Zeit-Roman vielleicht näher läge. Damit sind die drei Versuche aber erst sehr bedingt journalistischen Niederungen entrückt. Der Vergleich mit dem *Olympischen Frühling* macht klar, wie intensiv doch Spitteler seine Eigen-

¹⁾ C. A. Loosli: *Jaldabaot*. Verlag Pestalozzi-Fellenberghaus, Bern 1925. Emil Hügli: *Völkerdämmerung*. Verlag Haessel, Leipzig 1926. Johannes Domenig: *Menschwerdung*. Verlag P. Schuler, Chur 1925.

willigkeit genährt und kultiviert hat, auf eine Weise, dass unter seinen Bildungen auch die verrenkten und ermarterten als lebensmöglich in den Tag getreten sind. Sie vor allen müssten Alleinbesitz ihres Erzeugers bleiben. Eine andere als *ethische* Schulung an Spitteler, das Bemühen wie er zu sehen und zu reden, ohne die Vollkraft seiner geistigen Sonderart, dürfte fast stets am Äußerlichen schon seine Grenze finden.

Man erstaunt zunächst, in C. A. Looslis *Jaldabaot* eines der Kulturkampf-Bücher zu erkennen, wie sie noch vor fünf Jahrzehnten von, mit achtundvierziger Reminiszenzen erfüllten Literaten, nicht in derselben Form, doch im gleichen Ungeist verfasst worden sind. Die summarische Art gegen Klerus und Kirche vorzustößen mit Anklagen wie: es hätten die Pfaffen Christum geopfert und missbraucht, kann man übergehen. Die Kehrseite dieses Heldenmutes ist jener mit buddhistischer Stimmung und Schopenhauertum versetzte Verzweiflungstrotz, dessen wir uns von Spitteler und Widmann her erinnern und für den einer unserer Zeitgenossen das Wort « Conto-Pessimismus » geprägt hat. Als kompensierende Sentimentalität finden wir denn auch die Tierliebe. Aber die schöne Humanität Widmanns, die leidvolle Selbstbehauptung Spittelers suchte man in dem Buche vergeblich, und des Verfassers Grobheit bleibt von einer « göttlichen » weit entfernt. – Wenn nun das sechste Stück des Buches *Jaldabaot*, nach einer von Greueln und Mord bewohnten Vision schließt:

Mit einem Wort, ich hört ein viehisch Toben
Vermischt mit Litanei und Gottesloben
Den langen tausendjährigen Leidenspsalter, –
Erschaute, kurz gesagt, das Mittelalter

werden wir eine solche Entstellung nicht einfach hinnehmen (es gibt der Verkennung aller Hierarchien auch bei Widmann und Spitteler genug), sondern dem Verfasser und ihm Beistimmenden sagen, dass diese Auffassung im schlimmsten Sinn unzeitgemäß geworden ist. Viele Kräfte der jüngeren Generation, in Frankreich wie in Deutschland, bemühen sich seit bald einem Jahrzehnt, um die Durchforschung scholastischer Lehre. In Deutschland stehen diese Bestrebungen im Zusammenhang mit dem Wirken Max Schelers, der *Schule der Weisheit* in Darmstadt, indirekt mit der von George ausgegangenen geistigen Bewegung. Es genügt schon die Kenntnis der kleinen Schrift von Paul Ludwig Landsberg *Die Welt des Mittelalters und wir*,¹⁾ um uns die ganze Armseligkeit jener liberalen Meinungen zum Bewusstsein zu bringen.

¹⁾ Verlag von Friedrich Cohen, Bonn 1925.

Sei hier einem umsichtigen Zeitgenossen kurz das Wort gelassen: « Im Mittelalter war freilich dem Denker jede Freiheit, fast jeder Spielraum genommen; alles schien durch Autorität vorausbestimmt. Wo Gott nicht seit Ewigkeiten entschieden hatte, dort herrschte der Teufel, der Fürst dieser Welt. Auch dieser ließ nicht mit sich rechten, sein Verhältnis zu den Menschen stand ein für allemal fest. Wo Gott und Teufel die Bahn freiließen, da sprangen alsbald die Päpste ein. Und wo die Päpste schwiegen – dort hatte schon Aristoteles entschieden. Dem Intellekt des einzelnen blieb wirklich nichts zu tun übrig; er lebte wie vergittert hinter eisernen Dogmen. Allein die spontane Kraft der Menschen ist, wo vorhanden, nicht zu brechen; sie kann höchstens umgeleitet werden. Und die Völker des Mittelalters waren jung und strotzend von Kraft. So äußerte sie sich, da intellektuelle Verausgabung so gut wie unmöglich gemacht war in ethischen Trieben und desto gewaltiger, ursprünglicher und reiner, je enger die Schranken nach anderen Richtungen gezogen waren. Uns tritt im Mittelalter eine Intensität des Glaubens, der Treue der Aufopferung, eine phantastische Aktivität entgegen, wie weder früher je noch später ».

C. A. Looslis Abhängigkeit von Spitteler in Syntax, Wort und Ton verrät sich sogleich, liest man « Des Körpers und des Geistes nimmer mächtig und frischer Qualen stets aufs Neue trüchtig » oder Kuppelungen wie « Kriegshyänenknäuel », « Gottesgnadenkönigsmajestät », (die zweite eher Persiflierung als Nachahmung) neben Apostrophierungen (aus metrischer Not) « s'ist keine Kunst » « doch ist's mal da », « s'ist schon wies ist », « ich schaut' die Zeit ». Einzelne Verben, im *Olympischen Frühling* schon eigensinnig wiederkehrend (gedeihen, geraten), werden in der Behandlung durch Loosli eben nicht zur Offenbarung; (« dem Pfaffen nur gerät solch Frevelfluchen ») ebensowenig der Missbrauch, den er, gleich Spitteler, mit dem absoluten Genitiv treibt. Dass « ersoffen » und « besoffen » und ähnliche Kernaussprüche vom Verfasser des *Jaldabaot* noch für ungewöhnlich kräftig gehalten werden, stimmt mit seiner saloppen Sprachbehandlung gut überein. – Auch den kosmischen Konzeptionen Spittelers, dem Demiurgen u. a. begegnen wir. Jaldabaot selbst erscheint als ein entarteter Ananke.

Emil Hügli ist Spitteler bis ins einzelne pflichtig. Sein, stellenweise nicht ungepflegter, Vers ist Spittelers Alexandriner. Als Alexandriner-tum ist, verglichen mit Spittelers doch immer schöpferischer Eigenwelt, der poetische Gehalt der *Völkerdämmerung* anzusprechen. Statt urweltlicher Situation des *Olympischen Frühlings* versucht Hügli Schwei-

zerische Gebirgs- und Voralpen-Situation schematisch nachzuzeichnen. Seine Götter behandelt er gern mit travestierender Tendenz. («Da sprang ... mit einem kecken Luftsprung Dionys empor».) Wir können eine weitere «Verschweizerung» griechischer Mythologie, die noch Nietzsche bei Spitteler begrüßte, heute nicht mehr als «heilsam» empfinden. Dass Emil Hügli mitunter nicht allein lebendige Verse («... von vielen hin und wider wogenden Gewittern»), dass ihm zusammenhängende Schilderung gerät, (Aufruhr der Elemente S. 10–13, Jesus und das verwundete Mädchen S. 27) sei gerne zugestanden, nur: wieviel matter und blasser mutet er an als Spitteler, ungeachtet gelegentlich fast symphonischen Ausklangs der einzelnen Episode:

Und Geister, die jahrtausendlang gestorben waren
 Begannen mit dem Sturme durch die Nacht zu fahren
 Und flogen, aufgeschreckt, aus ihrer Friedhofsruh,
 Als gings zum Weltgericht, dem Himalaja zu.

Zum Allzu-Schweizerischen rechnen wir auch solche Passagen:

«Doch Buddha sprach: «Mitnichten, Mann, will ich dich töten,
 Nicht Rache, Suarnarata, Einsicht ist vonnöten.

Von Hüglis Wortwahl, Kuppelungen, Apostrophierungen und Gebrauch des absoluten Genitivs gilt was über das Gleiche bei C. F. Loosli angedeutet worden, und was, mit Gradunterschieden, wiederum für Johannes Domenig Geltung hat.

In Domenigs *Menschwerdung* nehmen Utopie und Abstraktion großen Raum ein. Der Autor, dies wohl selber erkennend, bemüht sich mit allen Mitteln um Sinnlichkeit der Sprache, Anschaulichkeit des Ausdrucks überhaupt. Manches gelingt, öfter führt die Anstrengung neben das Ziel. Worte wie klotzig, protzig, strotzend, trotzig empfindet er als besonders plastisch. Die Versuche, Abstraktes zu konkretisieren, oder zu personifizieren, haben wechselnden Erfolg. («Verständnis sprach ...», «von des Schreckens Keulenwucht zermalmt», «Der Wissenschaften reine Firne», «Das träge Laster kroch ihm aus dem Schmutz entgegen»; glücklicher: «eine dunkle Kunde... brückt sich auf schnellen Stegen durch das Inselreich».) Beispiele nutzloser Überanstrengung des Ausdrucks: Der Tod «pflanzt sein Gestelle» vor den Jüngling hin: «Weißt du, wer ich bin? Ich brauche dir die Antwort nicht ins Ohr zu gröhlen, die magst du selbst aus meinen Augengruben höhlen». «Am Horizont, berghoch, auf ein Gebirg getrotzt, stand schauriggroß ein Weib, in seine Hand geprotzt, ein Geißelungeheu'r». – Der Verfasser bekennt sich im dritten Teil seiner Dichtung («Der Geist») zu einem christlichen Sozialismus der, unter Nutzung von Eugenik, Alkoholabstinenz, Rohkost,

Gewaltverzicht den kommenden Generationen den Zustand des Völkerfriedens und der allgemeinen kleinen Wohlfahrt heranbringen soll. Die entsprechenden Schilderungen erhöht zuweilen ein religiöses Pathos. Je deutlicher sich aber Gegenwart und des Verfassers engste Heimat zu erkennen geben, um so mehr nähert sich der Ton des Vorgetragenen dem der Abhandlung, dem Traktat. Der erste Teil: « Adamsmenschen », zeigt den nicht nach seiner geschichtlichen Stellung, aber nach Gesinnung und Haltung dem Christus-Geist unverpflichtet gebliebenen Triebmenschen, bis zum fortschrittgläubigen Bürger der Kriegs- und Nachkriegsjahre; der zweite: « Christus », Darstellungen nach den Evangelien-Berichten.